
BENJAMIN WARD

»SIND DIE WIRTSCHAFTS-
WISSENSCHAFTEN AM ENDE?

Aporien und Antworten

(Englischer Titel: »What's wrong with
Economics?«)

Belser Verlag, Stuttgart — Zürich, 1976

Das Werk der Demolierung des neoklassischen Lehrgebäudes ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten und keineswegs ohne Erfolg vorangetrieben worden. Die massivste und in sich geschlossenste Attacke kommt von den Ökonomen der Neuen — und auch alten — Linken, die sich bei allen Differenzen innerhalb des Spektrums zeitgenössischer Marxismen in der Kritik der bürgerlichen Ökonomie weitgehend einig sind. Ein zweiter Hauptstrom der Kritik leitet sich von der historizistischen und institutionalistischen Tradition her, die vor allem im deutschsprachigen Bereich immer lebendig geblieben war und heute auch in Amerika — unter Berufung auf Veblen und andere — wieder Fuß zu fassen beginnt. So gibt es derzeit in Amerika nicht nur einen Zusammenschluß von linken »Radical Economists«, sondern auch von Institutionalisten mit einem eigenen Organ, dem »Journal of Economic Issues«. Und drittens schließlich werden die theoretischen Fundamente der Neoklassik durch den allgemeinen, keineswegs nur links einzuordnenden antipositivistischen Umschwung in der Erkenntnistheorie und Wissenschaftsmethodologie immer mehr ausgehöhlt. Die vielkommentierte, auch von führenden Vertretern der Zunft nicht geleugnete Ratlosigkeit der Ökonomen angesichts der konkreten wirtschaftlichen Problematik der Gegenwart macht diese latente Malaise der Wissenschaft nur augenfälliger, sie ist aber keineswegs ihr erstes und vielleicht nicht einmal ihr wichtigstes Symptom.

Benjamin Wards neues Buch ver-

sucht eine systematische, aus Gedankenelementen aller drei Strömungen aufgebaute Fundamentalkritik der herrschenden Lehre mit einigen — leider nur sehr flüchtig skizzierten — Denkanstößen zu einer Rekonstruktion der Wirtschaftswissenschaften auf der Basis einer neuen »Weltsicht« oder, wenn man das Modewort nicht lassen kann, eines neuen Paradigmas, zu geben. Soweit seine Auseinandersetzung mit den schon längst als in höchstem Maß fragwürdig erkannten Prämissen und Postulaten der Neoklassik — also *homo oeconomicus*, Rationalität der Entscheidungen, volle Information, stabile Präferenzordnung, Verbot interpersoneller Nutzenvergleiche, Pareto Optima usw. — geht, wird der fachkundige Leser einen wohlgeordneten Aufmarsch bekannter Argumente, aber kaum viel Neues finden. Das ist auch kaum vermeidlich, da auf diesem immer wieder kritisch durchpflügten Feld schon jeder Stein mehrfach umgedreht wurde. Sind doch die Realitätsferne dieser Postulate und der Mangel an empirischem Gehalt der aus ihnen abgeleiteten Modelle bereits Gegenstand allgemeiner Klagen innerhalb der ökonomischen Zunft. Wir lassen daher diesen ganzen Komplex beiseite und wenden uns den originelleren Aspekten der Wardschen Analyse zu.

Originell, wenn auch nicht unproblematisch, ist sicher die Anwendung der von Thomas S. Kuhn entwickelten Wissenschaftsmethodologie auf die Ökonomie. So entnimmt Ward dem Kuhnschen Begriffsraster sowohl die Kriterien für die Existenz einer Wissenschaft wie auch für deren Zustand in Phasen der »Normalität« beziehungsweise »Krise«. Nun ist nach Kuhn eine Wissenschaft als eine besondere Art von sozialem System zu betrachten, das durch die Existenz einer Gemeinschaft (community) von Forschern, die einen Basiskonsens über die Hauptprobleme und Methoden ihres Gegenstandes teilen, konstituiert wird. Die in anderen Erkenntnistheorien domi-

nierende Frage nach einem spezifischen Kriterium der Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnisse ist in dieser Betrachtungsweise nicht vorrangig. Von diesem Ansatz ausgehend glaubt Ward nicht nur eine, sondern gleich zwei solche wissenschaftliche »communities« im Bereich der Ökonomie, daher auch zwei legitime Wissenschaften zu entdecken: die Neoklassik (zu der auch die abgeleitete Makroökonomie samt Keynes zählt) und den Marxismus. Beide befinden sich — wiederum nach den Kuhnschen Kriterien — gegenwärtig in einem Zustand der Krise, in dem die für normale Entwicklung kennzeichnende Beschäftigung mit den ständig auftretenden »puzzles« innerhalb des allgemein anerkannten Grundmusters der Wissenschaft, das heißt mit marginalen Problemen, mit der Verfeinerung von Theoremen und der Verbesserung von Methoden, immer weniger befriedigende Resultate zeitigt und in dem immer mehr »Anomalien« auftreten. *Summa summarum* kommt er bei seinem Vergleich der beiden Konkurrenten zu dem Ergebnis, daß zwar die Neoklassik über weitaus überlegene Methoden verfügt, jedoch keine Relevanz zur Erklärung der Realität besitzt; mit dem Marxismus steht es umgekehrt — er hat Relevanz, aber keine Methoden.

Mag auch diese allzu saubere Ausgewogenheit in der Notenverteilung manchem Leser etwas gekünstelt erscheinen — zu dem Schluß hätte man übrigens auch ohne Kuhn kommen können! —, so wird man doch nicht leugnen können, daß Ward hier seinen Finger richtig auf die schwachen und starken Punkte marxistischer und akademischer Lehre gelegt hat. Weniger überzeugend sind manche Details, wie es überhaupt nicht unbedingt sinnvoll erscheint, von zwei Wissenschaften anstatt von zwei Richtungen innerhalb derselben Wissenschaft zu sprechen. Schon der Umstand, daß es heute zwischen (Links-)Keynesianern und (westlichen) Marxisten mehr Übereinstimmung gibt als zwischen den erste-

ren und den Neoklassikern, deutet darauf hin, daß die beiden wissenschaftlichen »communities« nicht so streng getrennt sind, wie Ward es haben will.

Auch die Auswahl der Probleme, die Ward als marxistische »puzzles« bezeichnet, ist einigermaßen befremdend. Hierher zählt er etwa die Frage, wie es Ausbeutung geben kann, wenn die Waren zu ihrem Arbeitswert getauscht werden, oder wieso der Fortschritt (der Produktivkräfte) zur Katastrophe führen kann (S. 81 f.). Die Antwort auf diese Fragen gehört meines Erachtens zum marxistischen Grundmuster, in diesen Punkten hat es auch keine weitere Entwicklung der Theorie seit Marx geben können. Beispiele für echte »puzzles« im Kuhnschen Sinn wären viel eher die fallende Profitrate oder das Problem der Transformation von Werten in Preise — daran haben schon drei Generationen von Marxisten ihren Scharfsinn erprobt, ähnlich wie etwa in der Neoklassik an dem Problem der Kapitaltheorie, der kardinalen und/oder ordinalen Nutzenmessung oder des fehlenden Kettenglieds zwischen Mikro- und Makroanalyse. Auch Wards Hervorhebung von Marcuses »Der eindimensionale Mensch« als einem der wichtigsten Werke der zeitgenössischen marxistischen Ökonomie (S. 102) wird unter marxistischen Ökonomen wenig Zustimmung finden. Aber das sind wie gesagt Details, die der hohen Qualität von Wards kritischem Überblick über den Stand der akademischen Lehre, insbesondere der neoklassischen Mikroökonomie, keinen Abbruch tun. Was leider fehlt, ist eine Einordnung der neo-ricardianischen Cambridge-Schule (Sraffa, Robinson) in die Bestandsaufnahme — eine gerade im Hinblick auf die These von den »zwei Wissenschaften« nicht unwesentliche Lücke.

In welcher Richtung sieht Ward nun die Aufgaben einer Rekonstruktion der ökonomischen Wissenschaft? Keinesfalls — dies wird stark betont — in

einer eklektischen Kombination von marxistischen und neoklassischen Elementen. Eher scheint er einen Weg in der Anreicherung des Marxismus mit einer modernen Theorie der sozialen Interaktion und des Persönlichkeitswandels im Entscheidungsprozeß zu sehen. Eben hier — in dem Begriff des Wandels — liegt ein Schwerpunkt seiner ökonomischen Philosophie und zugleich der vielleicht interessanteste Teil seiner Betrachtungen, die ein weites Feld der Sprach-, Informations- und Entscheidungstheorie kenntnisreich durchschweiften. Der letzte, wissenschafts-methodologische Teil des Buches stützt sich auf die ganze reiche Positivismuskritik der jüngsten Zeit, die sowohl das Prinzip der Wertfreiheit wie jenes der Verifikation beziehungsweise Falsifikation (Popper) durch die Erfahrung ebenso verwirft wie die für den Positivismus grundsätzliche Trennung von Tatsachen, Beobachtungen und Theorien.

Indes, the proof of the pudding is in the eating. So überzeugend die These von der Wertbehaftetheit des ganzen Erkenntnisprozesses von der simpelsten Beobachtung bis zur Theoriebildung auch sein mag, der Versuch Wards, die Möglichkeit einer (objektiven) Wahrheitsfindung in der Welt der

Werte am Beispiel des in der Rechtswissenschaft üblichen Verifikationsverfahrens zu demonstrieren, scheint mir nicht gerade geglückt. Handelt es sich doch in diesem Bereich — selbst wenn, wie Ward uns versichert, auch hier eine »Wissenschaft im Sinne Kuhns« vorliegt — typischerweise um die Interpretation von außen gesetzter Normen, die selbst nicht den Gegenstand der juristischen Argumentation bilden. Gerade hier sind also die leitenden Wertvorstellungen vorgegeben, sie werden nicht von den Juristen »gefunden«. Das Verhältnis des Juristen zum System der Rechtsnormen ähnelt also durchaus dem des wertfrei sein wollenden Ökonomen zur Politik, von der er die Vorgabe der Ziele verlangt, um dann seinen Instrumentenkasten zur Erreichung dieser Ziele in Bewegung zu setzen. Es steht zu hoffen, daß Ward — oder ein anderer — in einem nächsten Buch ein besseres Beispiel zur Lösung des schwierigen Problems der Verifikation von Werten anbieten wird. Jedenfalls zeigt sich — wie immer am Konkretisierungsversuch —, daß auch die neue, nicht-positivistische Wissenschaftslehre noch lange mit den ihr eigenen ungelösten »puzzles« beschäftigt sein wird.

Maria Szecsi